

Timotheus Schneidegger

Dein Leben ohne mich

Roman

catware.net Verlag

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2009 catware.net Verlag UG (haftungsbeschränkt), Hage
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Georg Frost

Printed in Germany.

ISBN 978-3-941921-00-9

»Man glaubt, ein Mensch leide, weil das Wesen, das er liebt, in einem Tag stirbt. Aber sein wahres Leiden ist weniger oberflächlich: es ist die Entdeckung, daß auch der Kummer keine Dauer hat. Selbst der Schmerz ist sinnlos.«

Albert Camus, »Caligula«

1999

31. Dezember 1999, 23 Uhr.

Die Welt wird nicht untergehen.

»Y2K« wird übermorgen nur noch für den Panorama-Teil taugen. Zehnzeiler über Bons aus mechanischen Kassen, die den Kauf von Weltempfängern auf das Jahr 1900 rückdatieren. Meldungen, über die Zeitsoldaten, Hotelmädchen, deren Eltern und frühere Schulkameraden beim Frühstück oder in der Mittagspause kaudend, bestenfalls mit einem Schmunzeln hinweglesen werden bis zur zweiten Ausgabe des Jahres 2000.

Nichts wird geschehen.

Wenn es anders käme, wenn die Welt den Datumswechsel nicht in einem Stück überstehen würde; und wenn es dann noch – oder überhaupt erst dann – etwas oder jemanden gäbe, dem daran gelegen wäre zu wissen, was mit dieser Welt verlorengegangen ist: Es könnte der Blick darauf genügen, was die vielen Menschen, deren Leben und Geschichten diese untergegangene Welt bildeten, an irgendeinem Tag zu irgendeiner Stunde trieben.

Die Welt ist alles, was der Fall ist:

Eine Hausfrau heißt Birte – dunkelblondes Haar, hält den Telefonhörer mit beiden Händen fest. Sie kichert und lacht aufgekrazt: »Du kannst doch nicht einfach auch herkommen, nachher!« Wunsch und Widerstreben ringen in ihrer Stimme miteinander. »Warum denn nicht«, fragt die sonore Stimme eines Betrunkenen aus dem Hörer: »Er ist doch bis morgen früh garantiert auf dem Stützpunkt! Außerdem ist das mein Kind in deinem Bauch!«

Die Welt lässt sich bis zur völligen Undurchschaubarkeit vergrößern, indem alle Geschichten in den Blick genommen werden. Sie lässt sich umgekehrt verkleinern, indem nur irgendein einziger Mensch in den Fokus gerückt wird; doch dies macht sie nicht durchschaubarer.

Ein britischer Austauschstudent sitzt nervös im Wartezimmer der Uni-Klinik. Notdienst. Auf den letzten Drücker. Er sorgt sich nicht nur um den Ausschlag in seinem Genitalbereich. Oder um seine Promille. Auch sein Deutsch scheint ihm noch zu schlecht, um dem Arzt seine Lage zu erklären. Er hofft, dieser möge schon einmal die englische Abkürzung »STD« gehört haben und wissen, was zu tun ist.

Ein schwuler Mann sitzt weinend zwischen Sektflaschen. Er wollte diesen Abend allein zu zweit verbringen. Nun wird er ihn allein verbringen: Sein Freund hat sich gerade streitlos von ihm getrennt. Weiter südlich begießt ein italienischer Traktorenhändler den letzten Auftragsabschluss des Jahres mit dem Bauern im Wallis, der bei ihm eine neue Maschine bestellt hat; sie trinken Milch. Ein Hotelmädchen kämmt sich auf einer Damentoilette Konfetti aus dem Haar, das beinahe die Farbe von getrocknetem Blut hat.

Adjektive und Beschreibungen statt einer Geschichte. Diese beansprucht nicht nur Raum für Namen und Zeit für Daten. Sie bringt den, dessen Geschichte erzählt wird, nicht nur in eine (mitunter unangenehme) Nähe zu denen, die erzählen und denen erzählt wird. Sie wirft nicht nur die Frage auf, warum diese Geschichte erzählt wird und nicht die gleichwertige eines anderen – in gleicher Ausführlichkeit. Sie ist außerdem auch nie vollständig *und* wahr erzählbar.

Ein junger Gefreiter zieht die Tür rasch hinter sich zu, wodurch das Plexiglas ringsum in den stählernen Rahmen schep-pert. Die Tore des Luftwaffenstützpunkts sind seit Stunden geschlossen. Noch länger ist es her, seit das letzte Auto das Wachhäuschen passiert hat. Es ist Freitag Abend. Silvester. Der Kommodore köpft gleich sturzbetrunken mit Frau und Freunden Sektflaschen, während sein teures Rollfeld schweigend im Dunkeln liegt; bewacht von mehr oder weniger Freiwilligen, die dafür zwei statt einen Tag dienstfrei bekommen wie schon ihre Kameraden, die an Heiligabend auf ihren Posten saßen.

Mit gerunzelter Stirn springt der wachhabende Unteroffizier von seinem Sessel auf, als der Gefreite die Tür des Wachhäuschens hinter sich schließt, das zwischen Ein- und Ausfahrt genau gegenüber den getönten Panzerglasscheiben der Hauptwache steht. Es ist erst das zweite Mal, dass er für eine Torwache verantwortlich ist. Wenn der wachhabende Offizier, der sich seit dem Abendessen für seine Nachtschicht ausruht, bemerkt, sein Stellvertreter habe einem Torposten mitten in der Nacht erlaubt, die Hauptwache zu verlassen – und wenn der Gefreite Tausend Mal seine Brille im Blechverschluss liegengelassen hat! –

Auf einem Bauernhof jenseits der schwarzen Bäume unter dem klirrenden Sternenhimmel zünden Kinder verfrüht Feuerwerkskörper. Ihr Johlen und das heitere Kreischen der Erwachsenen

weht sanft von Ferne herüber. Der Gefreite hat einen Moment innegehalten; er will sich nicht umdrehen, er spürt den von Herzschlag zu Herzschlag bohrenderen Blick des »Stelly O-Vau-Wa« in seinem Rücken. Mit beiden Händen greift er an das Pistolenholster über seinem rechten Oberschenkel. Die Finger der linken Hand reißen den Klettverschluss auf, die rechte umfasst den Griff und zieht die Waffe. In einer flüssigen Bewegung schiebt der Daumen den Sicherungshebel nach oben, gleitet darüber hinweg zum Spannhahn und zieht ihn zurück. Der Gefreite führt die Mündung im Halbkreis um seinen Oberkörper herum, presst sie auf seine Brust, bis sie ganz in den Stoff der Uniform eingesunken ist, er schließt die Augen und murmelt etwas, nur ein Wort. Als er abdrückt, meint er über dem markerschütternden Knall noch zu hören, wie hinter ihm die Tür der Hauptwache auffliegt und sich eine Stimme im Schrei überschlägt. Der krachende Schuss schleudert ihn gegen die Plexiglasscheibe in seinem Rücken, die Welt um ihn herum wird gleißend von ihm abgesprengt und eine sengende Hitze ergießt sich in sein Inneres.

31. Dezember 1999, 22 Uhr.

»Was jetzt bald ganz groß kommt, das sind chinesische Aktien«, erklärt der Unteroffizier, der stellvertretende Wachhabende, mit überspielter Begeisterung. Vor zwei Minuten hatte er noch in einem zerfledderten Tittenheft geblättert, das er unter einem Stapel alter Zeitungen in der Hauptwache hervorgezogen hatte.

Der Gefreite Meyer nickt. »Ja, ich habe auch welche.« Wenn er seinen Wehrsold inklusive aller Zuschläge umrechnet, bekommt er nicht einmal zwei Mark Stundenlohn. Allerdings hat er außer Benzin auch keine Ausgaben, weshalb er, wie jeder, mit dem er vor einem halben Jahr das Abitur gemacht hat, Aktien – vorzugsweise auf dem Neuen Markt gehandelte – kauft. Er fragt sich nicht, was daran so toll sein soll – es wird Abend, die Wache zieht sich hin. Ebenso wenig fragt sich Meyer, wie der Uffz heißt. Er wird Uffz X eh nie wiedersehen, denkt er sich.

Zwei Wochen zuvor war der Stelly OvWa von seiner Freundin Birte wortlos in ihrer gemeinsamen Küche empfangen worden. Es gab, anders als sonst, keinen frischen Kaffee zum Feierabend. Die Maschine war leer, die Glaskanne allerdings noch beschlagen

und der Duft der Bohnen noch nicht verzogen. X war sich nicht sicher, ob sich unter dem Geschirr, das in der Spüle einweichte, mehr Kaffeetassen befanden, als dort um diese Uhrzeit sein könnten. Sie hatten sich am Vorabend in der Disko gestritten. X hatte schnell genug von der Szene, die Birte ihm da machte, und trank in Ruhe mit seinen Freunden weiter. Nachts saß Birte mit verschränkten Armen schweigend im Beifahrersitz; sie wollte nicht. Später, zu Hause, noch nicht einmal kuscheln. Auf seine kindlich-drängelnde Frage »Och, warum denn, hm?« antwortete sie nur: »Darum!« und drehte sich weg. Sie wäre fast aus dem Bett gefallen.

»Ich bin deine ewige Eifersucht leid«, rief sie jetzt, ohne dass sich X erinnern konnte, auch nur ein Wort gesagt zu haben.

X ahnte, worauf das hinauslief. Er zitterte längst vor Wut. Der Boden unter seinen Füßen wurde durchlässig; Birte hatte das gemacht, sie wollte ihn im Teppich ersaufen lassen. So nicht! Er machte einen Satz auf sie zu und schleuderte ihr seine rechte Hand mit aller Wucht gegen den Kopf, wodurch Birte tatsächlich den Boden unter den Füßen verlor und nahezu waagrecht gegen den Backofen stürzte. Sie rasselte sich nach einem Moment völliger Erstarrung auf und warf ihr Haar über die Schultern, um X wütend anzufunkeln. Da erst schien sie den Schmerz zu fühlen: »Du Schwein! Du Drecksschwein!« Mit den Armen fuchtelnd brachte sie sich auf die Beine, X wich zurück in tiefem Entsetzen über das, was er getan hatte. Sie hatte ihn vollkommen missverstanden! Es hatte ihm endgültig die Sprache verschlagen. Birte stampfte kreischend an ihm vorbei in Richtung Treppe. Das wiederum missverstand X, seine Gesichtszüge rutschten herab und er eilte ihr hinterher, grabschte nach Birtes Haar, das ihr auf der Flucht nachwehte. X packte zu, riss Birte zurück und drohte dabei, selbst das Gleichgewicht zu verlieren. Sie gab ein panisches Gurgeln von sich, das in einem hohlen »Öh!« erstarb, als X sie losließ und ihr in den Rücken trat. Er sank am Treppengeländer zusammen, Birte überschlug sich mehrmals, ehe sie in der Kurve der Treppe liegen blieb und augenblicklich – zur Erleichterung von X – weiterbrüllte. Sie griff nach unsichtbaren Gegenständen und schleuderte sie auf X, der mit geweiteten Augen auf sie hinabstarrte und keine Ahnung haben konnte, wie knapp er gerade daran vorbeigeschrammt war, sich unter anderem des unerlaubten Schwangerschaftsabbruchs schuldig zu machen. Der

Fötus in Birtes Bauch, gezeugt von einem früheren Schulkameraden von X, der in der Metzgerei des Ortes gerade seinen Meister gemacht hatte, überstand die Handgreiflichkeiten und wird in gut sechs Monaten zur Welt kommen. X ist so stolz, dass er das Ultraschallbild seines künftigen Sohns jedem zeigte. Er hätte es während der später anstehenden Nachtwache auch noch Meyer gezeigt.

Den Uffz schert das noch nicht, er liest wieder das zerfledderte Tittenheft, das Hunderte von vollgewachsenen Soldatenhänden zurück unter den Stapel neben dem Feldfunkgerät gelegt haben. Wie Meyer von den beiden anderen Torposten gehört hat, ist der Uffz bei der Sicherungsstaffel. Die »Sichis« – das ist Bundeswehrfolklore – brauchen eigentlich keine Helme, denn in ihren Köpfen befinden sich keine lebenswichtigen Organe.

»Ich hol' mir noch was von dem Braten, den der Kommo uns gebracht hat«, kündigt Meyer an, der die ganze Zeit im Türrahmen lehnt und seine geisterhafte Reflexion in der Panzerglasscheibe anstarrt, hinter der die junge Silvesternacht liegt. »Soll ich Ihnen was mitbringen?«

»Mh-mh«, verneint der Uffz brummend, ohne von der offenen Wunde zwischen den Beinen aufzusehen, die ein Nacktmodell der Kamera dargeboten hat.

Im Nebenraum klebt ein anderer Gefreiter mit dem Gesicht am Fernseher. Er hat seine Spielkonsole mitgebracht, um die wachfreie Zeit mit Autorennen totzuschlagen. Meyer schaufelt Kartoffeln auf einen Pappteller, die längst erkaltet sind, seit der Kommodore sie in Begleitung des Geschwaderphotographen »seinen Jungs« in die Wache gebracht hat. Weil ja Silvester ist. Meyer zögert einen Moment und sieht den Hinterkopf seines Kameraden an. Dann muss er lächeln, bald grinsen und rollt die Augen. Er freut sich für das Glück seines Kameraden, der, völlig versunken in sein Spiel, den Oberkörper hin- und herbiegt, als würde er selbst in dem Auto sitzen, das er am Fernsehschirm durch die Kurven steuert. Meyer muss jäh an seinen grünen Polo auf dem Parkplatz denken: Wie soll die Karre zurück nach Kleinhustel kommen, in das norddeutsche Kaff, aus dem er stammt?

Sehr peinlich, findet Meyer, sich jetzt ausgerechnet darüber Gedanken zu machen. Als er mit den Kartoffeln, die er nicht anrühren wird, zurück in den Wachraum geht, fällt ihm etwas ein, das ihn abermals lächeln lässt. Jetzt kann er der Ablehnung sei-

nes dritten Antrags, im Kosovo eingesetzt zu werden, plötzlich etwas abgewinnen: Würde er in diesem Moment das Tor irgendeines NATO-Stützpunkts dort unten bewachen, dann hätte er aus Sicherheitsgründen (ein Begriff, der für Meyer nun vor Ironie trieft, was ihn nur noch mehr grinsen lässt) eine Splitterschutzweste an. Er ist sich nicht sicher, wie kugelsicher die sind. Und diese Unsicherheit wäre dort das Problem.

Hier ist das erledigt. Der Unteroffizier wirft Meyer einen finsternen Blick aus den Augenwinkeln zu, als dieser sich mit einem abwesenden Lächeln in den Stuhl neben ihm setzt und den Papp-teller abstellt. »Was grient der so schwul?«

21. Dezember 1999, 12 Uhr.

»An Silvester, ey, wie Scheiße ist das denn!«, beschwert sich Gronewold vom Nachschub noch einmal lauthals bei seinen drei Kameraden, mit denen er sich nach dem Essen auf eine ungestörte Zigarette in die Truppenbücherei zurückzieht.

»Pass auf, ich helf' dir«, verspricht Schultke, »Wir sind doch Kam'raden!«, setzt er höhrend hinzu. »Nur für dich stehe ich an Silvester auch um sechs Uhr auf und hole dich ab und deinen Alk und die Böller und dein Frauchen. Um die kümmerge ich mich dann, nachdem ich dich an der Wache abgesetzt habe!«

»Haa-haa!«, macht Gronewold und gibt jedem – Brendl, Schultke und Meyer – eine Zigarette, nachdem er seine mit einem blitzschnellen Klick-klack seines Sturmfeuerzeugs angezündet hat. Meyer lässt sich in den Stuhl hinter seinem Schreibtisch fallen und stürzt mit seinen hochgelegten Stiefeln fast einen Bücherstapel um. Die anderen setzen sich auf die Tische davor.

»Such dir lieber selbst mal eine Torte, Schwul!«, rät Gronewold mit dem eindringlichen Ton des Ältesten in der Runde.

»Nee, ich glaub', bin beziehungsunfähig«, gibt Schultke zurück.

»Beziehungsunfähig«, zitiert Meyer mit einem Lachen zwischen Empörung und Hohn über dieses neuartige Wort, dessen Gebrauch er Schultke niemals zugetraut hätte. »Wo hast du den Quatsch denn aufgeschnappt?!«

Brendl lacht laut auf. »Wo wir gerade dabei sind!« Er liest aus dem Buch vor, das er aufgeschlagen vom Schreibtisch gezogen und darin schon einige Zeilen mit zunehmendem Stirnrunzeln

überflogen hat: »So soll Jupiter einmal, vom Nektar erheitert, die ernstesten Sorgen beiseite geschoben haben. Was für 'nen kranken Scheiß ziehst du dir denn rein, Meyer?«

»Und wo sind die Pornos, die ich bestellt habe, Mann! Komm, ich füll' nochmal so 'nen Wisch aus!«, Schultke grabscht nach einem ausliegenden Vordruck für Neuanschaffungen, den Meyer ihm grinsend aus der Hand reißt.

»Lern' erstmal lesen, du Gaskranker.«

»Boah ey, du bist ja voll irre«, lacht Brendl und wirft das Buch zurück auf Meyers Schreibtisch.

»Was'n hier los?«, platzt Stabsunteroffizier Hartmann herein.

»Moin Hartmann«, grüßen die Soldaten im lustlosesten Chor. Gronewold sieht nicht den geringsten Anlass, wenigstens jetzt den schwerst arbeitenden Finger aus der Nase zu nehmen.

»Hartmann kommt heute Abend übrigens auch zur Weihnachtsfeier«, informiert Meyer die anderen.

Brendl wankt auf den Stuffz zu: »Glühwein am Start, tsihihi.« Er lacht anzüglich.

»Ich habe noch nie einen besoffenen Stuffz gesehen«, sagt Meyer herausfordernd.

»Das wirst du heute auch nicht«, stellt Hartmann klar und deutet einen Handkantenschlag gegen Brendl an, um ihn auf Abstand zu halten. »Übrigens: Post für dich.« Er wirft Meyer einen Brief hin.

»Kennste den schon, Hartmann?«, fragt Schultke, die Witzkane, und legt gleich los: »Schröders Flugzeug stürzt überm Atlantik ab...«

Derweil macht sich Meyer mit gespannter Miene an seinem Brief zu schaffen. Er stammt vom Geschwaderstab, Hauspost, und könnte zweierlei Dinge betreffen. Hartmann weiß nur von der einen Sache, sicher ist sich Meyer darüber jedoch nicht. Es könnte sich im Stab schon bis zu den Unteroffiziersrängen herumgesprochen haben.

Dass Meyer zum dritten Mal einen Antrag auf Wehrdienstverlängerung gestellt hat und auf den neuen Bescheid wartet, weiß Hartmann. Er hat Meyer schließlich dabei geholfen, den Antrag im »Staber«-Deutsch zu formulieren. Dass Meyer dagegen auch auf eine Vorladung zu einer Vernehmung wartet, davon ahnt Hartmann tatsächlich nichts.

»Also: Schröder kommt in den Himmel«, erzählt Schultke, »und trifft den lieben Gott.«

Meyer hat die ersten Seiten einer Ausgabe von Hitlers »Mein Kampf«, die er beim Ordnen der Truppenbücherei unter unzähligen Weltkriegsmemoiren von Veteranen aussortiert hatte, kopiert und in der Gegend verteilt. Als Papierflugzeuge und Anschläge an schwarzen Brettern im Supermarkt und in der Soldatenunterkunft.

»Und Gott sagt: Hallo Gerd, was immer du über's Leben wissen wolltest, jetzt kannst du es erfahren.«

Eine Kopie hat Meyer an die Torwand auf dem Hof seines Gymnasiums genagelt und ist dabei von einem Lehrer erwischt worden. Dem verging die Freude über das unverhoffte Wiedersehen, gleichwohl getrübt davon, den ehemaligen Schüler nun in Uniform vor sich zu haben, als er begriff, welcher Natur die Blätter sind, die Meyer da unter dem Arm trug. Zur Rede gestellt sagte er keinen Ton, was die Empörung des Lehrers immer weiter steigerte, ehe sie in die Ankündigung mündete, er werde den Vorfall melden müssen, vorgetragen in einem aufrichtig bedauernden Ton.

»Ich sachma so«, ahmt Schultke den Kanzler nach, »warum hast du die Frauen so schön gemacht?« Die anderen kichern. »Sagt Gott: Damit ihr sie lieben könnt.«

Da antwortete Meyer lediglich, das sei nicht nötig, er werde das schon selbst übernehmen. Am nächsten Tag stiefelte er nach Dienstbeginn zum Stabsgebäude, in die Abteilung für Sicherheit und Nachrichtenwesen, wo er dem Feldwebel, der ihn mit einem freundlichen »Guten Morgen!« begrüßte, seinen Dienstgrad und Namen meldete und hinzufügte: »Ich zeige mich hiermit selbst an wegen Verstoß gegen Paragraph 86 Strafgesetzbuch, Verbreitung verfassungsfeindlicher Schriften.«

»Okay. Und warum hast du sie so dämlich gemacht?«

Meyer wurde von dem verdatterten Feldwebel an den zuständigen Offizier weitergeleitet, dem Meyer bis ins Detail erzählte, was er getan hatte. Seither wartet er auf die Anhörung durch die dafür zuständige Disziplinarstelle.

»Damit sie *euch* lieben können!« Brendl, Gronewold und Schultke lachen.

Hartmann verdreht die Augen. »So'n Bart!« Er hält die Hand auf Höhe des Bauchnabels.

Es ist Post vom Personalstab. »Betrifft: Verlängerung des Grundwehrdienstes, abschließender Bescheid. Mit Ihrem Schreiben vom 02.12.99 haben Sie um Verlängerung des Grundwehrdienstes bei gleichzeitigem Einsatz im Ausland gebeten. Ihrem Antrag kann nicht stattgegeben werden.« In der Begründung heißt es zum dritten Mal, es sei kein Dienstposten frei.

»Geht's heute Abend echt zum Schießen?«, fragt Schultke Hartmann mit funkelnden Augen.

»Nur für Hauptgefreite aufwärts, euch geben wir im McDonald's ab.«

In den Tagen nach seinem dritten Antrag war Meyer euphorisch. Er war erfüllt von Lebensfreude, nachdem er damit rechnete, im kommenden Sommer abzufliegen, um vielleicht schon im August in einer Kiste zurückzukehren.

»Scheiße, ich muss rüber«, ächzt Gronewold und drückt seine Zigarette in den überquillenden Aschenbecher. »Die Sichis kriegen *Flecktarnrucksäcke* oder sowas.« Er spricht, als ginge es um Becherhalter für Kampfflugzeuge.

Am Boden zerstört, ohne sich das Geringste anmerken zu lassen, sitzt Meyer hinter seinem Schreibtisch und wundert sich. Warum, wenn er unbedingt sterben will, hat er sich nicht längst eine Kugel in den Kopf gejagt? An Gelegenheiten hat es doch wahrlich nicht gemangelt!

Er starrt aus dem Fenster, hinter dem die kahlen Äste zweier Birken im eisblauen Mittagshimmel zittern.

»Oh Harti, soll ich dir was mitbringen?«, fragt Brendl.

»Nen Sack Kartoffeln von zu Hause oder was?«

»Nee, ich fahr gleich nach Aldi und hol mir 'ne Revir-Cola.« Niemand weiß, ob Brendls Dyslexie bloß gespielt ist oder nicht.

Weil Meyer nicht *so* sterben will. Deshalb war er jedes Mal so glücklich, nachdem er einen Antrag auf Auslandseinsatz gestellt hatte. Es wäre perfekt gewesen. Der vollkommen sinnlose Tod in einem wirren Krieg, kein Abschiedsschreiben notwendig, keine Reue vor dem Abdrücken, seine letzten Gedanken hätten nicht mit all den Menschen zu tun gehabt, die er zurücklässt. Es hätte einfach so passieren können bei einer Bombenräumung, auf einer Streife, im Feuer eines Heckenschützen, selbst bei einem Unfall oder einem Anschlag oder gar in einem Aufruhr durch Knüppel und Stiefel! Es wäre perfekt gewesen. Jetzt ist das alles

wieder mit der gleichen lapidaren bürokratischen Unempfindlichkeit zunichtegemacht worden.

»Sachma! Wir sind hier bei der Bundeswehr und nicht bei der Kinderlandverschickung!«, ruft Hartmann, »Jetzt seht zu, dass ihr Land gewinnt! Das ist hier keine Wartehalle!« Brendl und Schultke trollen sich feixend.

Hartmann sieht Meyer einen Moment lang an, wie er den zusammengefalteten Brief in der Hand hält und schon eine ganze Weile abwesend aus dem Fenster blickt. Als wäre ihm gerade sein Todesurteil zugestellt worden. »Schon wieder?«

Meyer nickt. Er würde ihm gerne sagen, wie lächerlich es war, in seinem Antrag zu schreiben, er würde gerne »aus humanitären Gründen« an der KFOR-Mission teilnehmen. Und wie absurd seine Niedergeschlagenheit ist. Dass jeder normale Mensch froh wäre, *nicht* als Soldat ins Ausland entsandt zu werden, und Meyer sich stattdessen nur sagen kann: »Das war's. Letzte Chance – vorbei.«

»Vergiss es«, rät Hartmann und klopft gegen den Türrahmen. »Was willst du denn als Zivilversager weiter in diesem Scheißladen abhängen? Du solltest studieren, Mann, fertig.«

»Bleibt mir wohl nichts anderes übrig«, seufzt Meyer und wirft Hartmann ein tapferes Lächeln zu, das dieser ihm mit einem Nicken abnimmt und in Richtung seines gegenüberliegenden Büros verschwindet. Grübelnd drückt sich Meyer die Augen zu. Dann blickt er auf die Bäume vor dem blauen Himmel und trommelt mit den Fingern auf die Tischplatte. Schließlich greift er zum Telefon.

»Gronewold – Meyer hier. Ist okay, ich tausche die Wache mit dir.«

»Echt? Ist ja voll geil!«, antwortet es aus dem Hörer. »Ich kann dir die 50 Mark aber erst im nächsten Jahrtausend geben, bin total blank, ey. Und erzähl mir bloß nicht schon wieder, dass das neue Jahrtausend erst 2001 anfängt!«

Meyer muss lachen. »Schon in Ordnung.« Sollte es denn möglich sein – dieser arme Kamerad hat noch nichts davon gehört, dass es kein weiteres Jahrtausend mehr geben wird!

Gronewold freut sich. »Das ist echt voll . . . «

Meyer legt auf. Neben dem Telefon liegt noch der aufgeschlagene Band. Ovid, »Metamorphosen«. Mit einem matten Lächeln

cheln klappt er das Buch zu und stellt es zurück an seinen Platz im Regal. Die anderen haben für heute genug gesehen.

»Aus humanitären Gründen«, grunzt er mit bitterer Miene und zündet sich eine neue Zigarette an.

18. Dezember 1999, 24 Uhr.

Franziska ist Mayas beste Freundin und in Koblenz berühmt für ihre Themenparties. Das behauptet Maya und stürzte sich in die Vorbereitungen der heutigen Weihnachtsfeier mit dem Enthusiasmus, der sie für Franziska so unentbehrlich macht und die Schwierigkeiten vergessen ließ, die Maya ihrer WG bereitet hat. Franziskas Mitbewohner Markus nämlich – ein sensibler Musikstudent aus Bayern – fühlte sich von der besten Freundin seiner WG-Mutti angezogen. Maya wies ihn keineswegs zurück, sondern zeigte sich aufrichtig gerührt von den Liedern, die er für sie geschrieben hatte. Obwohl Franziska ihn eindringlich davor gewarnt hatte (was später, als es Maya zu Ohren kommt, zum Ende ihrer Freundschaft führen wird), ging Markus davon aus, sie seien ein Paar, nachdem sie in einer rotweinschweren Nacht zum neuen Album von Madonna miteinander geschlafen hatten. Er hörte danach tagelang nichts mehr von Maya und fand sie schließlich eines Abends in einer Kneipe auf dem Schoß eines anderen. Zur Rede gestellt wusste Maya zunächst gar nicht, was vor sich ging, ehe sie begriff, Markus das Herz gebrochen zu haben.

Er ist schon vor Tagen zu seiner Familie nach Erlangen gefahren, um mit ihnen Weihnachten zu verbringen, und fehlt also auf der heutigen Party. Sein Zimmer hatte er abgeschlossen. Franziska hat es um 22 Uhr mit ihrem anderen Mitbewohner kurzerhand aufgebrochen, als sich bereits 80 Gäste mit Nikolausmützen in der Wohnung drängten.

Philip hat ein strahlendes Lächeln, das die Frauen reihenweise zu Boden oder zu ihm ins Bett schicken könnte. Der erotische Peitschenknall seiner hochzuckenden Brauen ist das dafür völlig ausreichende Signal. Er ist ein erfolgreicher Student in jedem Sinne: Er studiert zügig mit hervorragenden Noten, ist bei jeder Klausur unter den zehn Besten seines Jahrgangs. Außerdem ist er auf den wichtigsten Parties, wohlgermerkt *nur* auf den wichtigsten Parties. Niemand pflegt seine Sozialhygiene so gewissen-

haft wie Philip. Er grinst gerade im Gespräch mit zwei guten Freunden, die in der Koblenzer Hochschulgruppe der JuSos seit Jahren dabei sind. Kein Juristenwelpen der Welt kann dermaßen verkommen, dass er sich in rauchgeschwängelter, von Bässen durchpumpter Luft mit solchem Grinsen, mit solchem Schwung des Kopfes in den Nacken bei lautem Gelächter, darauf mit in gespielter Unglauben aufgerissenen Augen und an die Brust des Gegenübers gestoßenen Zeigefingern bloß über das Strafgesetzbuch und den AstA-Wahlkampf unterhält. Natürlich reden sie von Frauen und solchen, die es werden wollen. Sie haben im Übrigen Maya auf der Party bemerkt. Wer nicht! Philip hatte vor zwei Monaten mal was mit ihr.

Ihr hochgestecktes, nussbraunes Haar, darauf die Weihnachtsmütze wie die Parodie einer Krone, unter der lange spiralenförmige Strähnen hervorbaumeln; heller Teint, ihre Nase ein weißer Schatten, über den sich ebenso wie über ihre runden Wangen eine Milchstraße von Sommersprossen erstreckt. Die Sommersprossen – das Erbe ihrer Mutter, deren kupferrote Locken sie vor fünfhundert Jahren auf den Scheiterhaufen gebracht hätten, wie Maya gerne erzählt; und die Sommersprossen, die Maya seit ihrer frühesten Jugend mit einer Vielzahl von Bleichmitteln und Cremes bekämpft. Sie steht in der Ecke des Wohnzimmers, nahe der offenen Balkontür, durch die der Rauch ihrer Zigarette entflucht, und unterhält sich mit Hermann Hegel, einem hageren Endzwanziger, der einen Caesarenhaarschnitt trägt und eine Drahtbrille.

»Eigentlich bin ich aus Mainz, ich mache hier nur meine Ausbildung«, erklärt Hegel einmal, und dann noch einmal, aber seine Hand formt dabei einen Trichter vor seinem Mund, damit Maya ihn trotz der Musik und der akustischen Soße vielstimmigen Geschwätzes versteht.

»Als was?«, fragt sie.

»Psychologischer Psychotherapeut.«

Maya staunt.

»He, warum so schockiert?«

»Du siehst eher wie ein Maurergeselle aus!« Eine Bekannte geht vorbei und Maya winkt eifrig zum Gruß.

»Wegen meiner kräftigen Oberarme, was?«, Hegel streckt seine schlaksigen Ärmchen aus und lacht.

Nachdem Maya ausgekichert hat, fragt sie: »Also hast du in Mainz studiert?«

»Genau. Ich wollte meine Diplomarbeit zuerst über einige Motive in den Kurzgeschichten von Edgar Allen Poe schreiben. Aber mein Freund hat sich jedes Mal schlappgelacht, wenn ich den Namen "Poe" erwähnte, da habe ich mir dann ein anderes Thema gesucht«, Hegel lacht wieder und nimmt – da Maya die Pointe nicht recht versteht, sondern lediglich aus Höflichkeit nickt – einen tiefen Schluck aus seinem Glas.

Um das Schweigen zu brechen, sagt Maya schließlich: »Ich habe noch nie was von ihm gelesen. Sollte ich?«

»Oh ja!«, Hegel macht große Augen und beginnt zu erzählen. Maya lauscht seinen Ausführungen, als wäre die in seinen Augen leuchtende Begeisterung ihr Lebenselixier. Er spricht und spricht, fasst »Der Geist des Bösen« zusammen und »Das verräterische Herz«, was Maya irgendwie bekannt vorkommt. Doch sie nickt nur, um seine Erläuterungen nicht zu unterbrechen, wie das angeblich Böse sich selbst zu Fall bringt aus Regungen heraus, die es als das eben nur *scheinbare* Böse erweisen.

Vor ihrem damaligen Absturz mit Philip war Maya in einem Club von einem britischen Austauschstudenten abgefüllt worden. Sie wollten gleich in Mayas Wohnung gehen. Auf dem Herrenklo, in beißendem Fischgeruch, zwischen WC-Steinen und zugeschmierten Kacheln, hatte sich der Brite zu seiner großen Überraschung bereits das rauslutschen lassen, was er in Maya ablassen wollte, sobald er ihren Geist soweit heruntergewirtschaftet hätte. Eine Zweitsemesterin aus München hatte sich mit ihren Freundinnen von einem der Türsteher, der heute nur privat hier war, mit Benzodiazepinen füttern lassen. Sie hatte erst ihm einen runtergeholt, während er mit den Zungen ihrer beiden Freundinnen spielte, und war dann davongetorkelt, um zu kotzen. Die kleine Münchnerin hatte erwartet, der spendable Türsteher wolle sich nur heißmachen lassen und dann in ihrem Mund kommen, und so saß sie in einer Kabine, das Becken in der vollgepissten Klobrille eingeklemmt, die Beine schräggestellt aus dem luftigen Röckchen heraustretend, und lutschte an allem, was man ihr in den Mund steckte.

»Und was machst du in der Klinik?«, fragt Maya laut über den Partylärm hinweg.

»Ich habe ziemlich Glück gehabt«, ruft Hegel verschmitzt grinsend zurück, »Die psychiatrische Abteilung ist gerade erst so richtig aufgebaut worden und ich habe gleich den ersten Ausbildungsplatz bekommen. Ich darf nicht wirklich über meine Arbeit sprechen. Aber die Leute waren ziemlich angetan von mir und haben mir nach der Ausbildung die Stelle gegeben, die ich da eigentlich erst geschaffen habe.«

»Wieso darfst du nicht darüber sprechen? Ist das ein Staatsgeheimnis?« Sie hat aus den Augenwinkeln jemanden auf der anderen Seite des Raumes entdeckt, der grinsend auf ihren Gruß wartet, und protestiert ihm zu.

»Du wirst lachen: Das Wort taucht so ähnlich einige Male in meinem Arbeitsvertrag auf! Willst du eigentlich noch was trinken?« Er zeigt auf das leere Glas in Mayas Händen.

»Okay«, bringt sie hervor und reicht ihm ihr Sektglas.

Hegel zwinkert ihr zu und macht sich auf den Weg in die Küche, wo er die Sektflaschen vermutet, in denen sich noch keine feuchten Zigarettenkippen aufgetürmt haben. Er geht an Philip vorbei, dessen Clique gerade mit der Bewertung der körperlichen Attribute Franziskas beschäftigt ist, weshalb sich Philip für einen Moment entschuldigen kann und Hegel am Arm packt. »Ey Homo«, raunt er ihm mit einem Nicken in Mayas Richtung zu, »hat der alte Fickschlitten dich schon umgedreht?«

Währenddessen hat Maya ihr Handy hervorgeholt und schreibt eine SMS über die filmige Party mit Leuten, die total durch, aber superlieb sind. Hier und da werden die Hälse nach ihr gereckt: Sie ist nicht nur schön, sondern hat sogar ein Handy!

Ohne die Miene zu verziehen greift Hegel mit der freien Hand in die Innentasche seines Sakkos, um Philip seine Vistenkarte zu geben. »Meine Sprechzeiten und Telefonnummer – du brauchst Hilfe.« Er lässt Philip stehen und geht in die Küche. Als er die beiden Gläser mit Sekt füllt, bemerkt er sein Zittern.

Der Brite war damals von der abgeschossenen Zweitsemesterrin restlos bedient gewesen und erinnerte sich nicht mehr an die wartende Maya, als er aus dem Klo gestolpert kam. Philip war damals an der Reihe, für seine Jungs Bier zu bestellen und der Platz an der Theke, in Tuchfühlung mit Maya, war frei. Dort fragte er sie trotzdem, ob er sich mal durchdrängeln dürfe, worauf Maya mit einem strahlenden Lächeln reagierte, als ob sie ihn längst erwartet hätte. Sie plauschten fortan. Philips Freunde

machten sich auf die Suche nach ihm, ehe sie verdursten mussten, holten nur ihre Flaschen bei ihm ab und verkrümelten sich in die Ecke, um von dort aus Philip lachende Blicke in den Rücken zu bohren. Er beantwortete sie flüchtig mit seinem Grinsen; immer dann, wenn Maya an ihrem Martini nippte und dabei aus alter Gewohnheit in das Glas starrte, um sich nicht ein Auge an dem Spieß auszustecken, der in der schwimmenden Olive steckte.

Aus den Lautsprechern beginnt »Das Modell« von Kraftwerk zu tropfen. »Oh Gott, ich liebe dieses Lied!«, seufzt Maya und schwelgt mit geschlossenen Augen im Rhythmus.

Hegel ist hingerissen, den einzigen Menschen auf dieser Party, der jetzt nicht stirnrunzelnd mit einer Beschwerde auf der Zunge dem DJ zustrebt, direkt vor sich zu haben. »Und ich liebe *dich!*«

Sie lachen.

»Hey Maya«, eine Blondine in einer roten Rüschenbluse springt aus der wogenden Partymenge heraus neben Maya, einen letzten Rest jungen Gelächters austoßend klopft sie sich auf die Brust. »Du, wir gehen nachher noch zu Dirk, kommst du mit?«

»Ja klar«, strahlt Maya und die Blondine zieht sich zurück, nicht ohne Maya und Hegel ein Zwinkern zugeworfen zu haben.

»Bist du mit jemandem hier?«, fragt Maya mit gesenktem Kopf und aufblickenden Augen.

»Mit meiner Freundin, oder was?«

»Ja?«

Hegel grinst. »Allerdings.«

»Wohnt sie in Koblenz?«

»Es ist der DJ.« Mit dem Glas in der Hand zeigt er zu dem Pult mit der Anlage, hinter dem sein Freund abwesend unter seinen Kopfhörern nach dem richtigen Übergang zum nächsten Lied sucht.

Prustend beißt sich Maya auf die Unterlippe.

10. August 1999, 11 Uhr.

»Sind Sie etwa krank?«, Meyers Spieß starrt ihm in die geröteten Augen.

»Nein, Herr Hauptfeldwebel!«, antwortet er aus dem Stillgestanden heraus. »Bloß eine Allergie, glaube ich.«

»Allergie! Dass Sie mir nicht tot umfallen, Meyer!«, ruft der Spieß an dem vor Meyer stehenden Rekruten vorbei und geht weiter die Linie ab. Am Ende angekommen hält er mit zerknautschtem Gesicht inne, ehe er abrupt kehrtmacht, mit hochschwingenden Ellenbogen vor den angetretenen Zug stiefelt und brüllt: »Was ist das denn für ein Pissbogen, verdammte Axt!«

Die Rekruten schauen einander eingeschüchtert auf die Stiefelspitzen. Unter dem Gebrüll des Spießes, der die einzelnen Reihen um Millimeter vor- oder zurücktrippeln lässt, damit die Stiefelspitzen der vordersten Männer eine tatsächlich gerade Linie bilden. Schultke neben Meyer in der zweiten Reihe – sie warten darauf, dass ihr jeweiliger Vordermann sich mit konzentrierter Miene an den übrigen Stiefelspitzen ausgerichtet hat, bevor sie wieder auf exakt 80 Zentimeter aufschließen. Denn 79 Zentimeter sind schwul, 81 Zentimeter Fahnenflucht.

»Fühlen Sie sich nicht viel wohler, wenn Sie nicht wie ein Bauer polnischer Flakhelfer in den Rabatten rumstehen?«

»Jawohl, Herr Hauptfeldwebel!« Hunde bellen durcheinander, die Rekruten aber bellen im Chor, was ihnen das Gefühl gibt, organisierte und dadurch noch gefährlichere wilde Tiere zu sein, – und ihren Vorgesetzten das Gefühl, als koordinierende Alphatiere dieser vermaulkorbten und eingepferchten Bande vorzustehen, um sie jederzeit auf wer weiß was loszulassen: Auf die Poststelle zum Briefholen oder mit Feudeln bewaffnet in die Nasszellen.

»In vier Stunden geht's für den Rest der Woche *to huus!*«, raunt Schultke seinem Nebenmann zwinkernd zu.

»Gott sei Dank«, flüstert Meyer zurück. »Der schwule Marsch am Samstag hat mir echt die ganze Woche versaut.«

»Pfft«, macht Schultke, »Du warst doch bei der Feinddarstellung. Ihr habt euch fein gesonnt, während wir Mun geschleppt und den ganzen Fickwald umgegraben haben!«

»Lohnt sich hin und wieder auch mal, sich freiwillig zu melden«, gibt er grinsend zurück.

Der Spieß funkelt ihn schon eine geraume Weile schweigend an, wie Meyer bemerkt; er spießt ihn förmlich mit den Augen auf. »Daher wohl die Bezeichnung«, denkt er, während er sich auf einen groben Anschiss gefasst macht, den er dann auch ohne die Miene zu verziehen über sich ergehen lässt. Mit Grausen bemerkt er den Vorteil der gähnenden Leere in sich: Noch vor einer Woche hätte er innerlich gezittert vor einem solchen Wutanfall. Wer aber bereits alles verloren hat, braucht auch nichts mehr zu fürchten. Was da jetzt durch seine auf Durchzug gestellten Ohren rauscht, wirbelt nur noch Asche und Staub auf.

»Wenn nachher beim Gelöbnis auch nur einer den Schnabel aufmacht, dann können Sie sich alle auf was gefasst machen! Ist das angekommen? Glauben Sie bloß nicht, Ihre Grundausbildung sei heute Nachmittag schon vorbei! Punkt 12 Uhr vor den Stuben zur Revierabnahme antreten! Rühren und ab!«

Mit zwei flinken Handgriffen hat Meyer eine Zigarette zwischen den Lippen und löst sich aus der in einen chaotischen Haufen zerfallenden Gruppe, die zum Mittagessen davonstrebt.

»Kommst du nicht mit in die Kanne?«, fragt Schultke und Meyer schüttelt den Kopf ohne sich umzudrehen. »Isst du jetzt überhaupt nichts mehr?«, ruft Schultke ihm mit einer Besorgnis nach, mit der die beiden jungen Männer nichts anzufangen wissen.

Später in ihrer Stube fragt er Meyer in einem ruhigen Moment, was mit ihm los sei, seit sie am Samstag vom Biwak in die Kaserne zurückgekehrt waren; Schultke weiß, dass Meyer einen Anruf von zu Hause bekommen hat, weil man ihn deswegen vor dem angetretenen Zug ausgerufen hat.

Meyer hält inne. Er starrt in seinen Spind, den er gerade aufräumt, und überlegt, ob es möglich wäre, so zu sprechen, dass es verständlich und zugleich vollständig wäre. Schließlich sieht er Schultke an, der auf einen Besen gestützt die Antwort erwartet, und antwortet mit einem knappen Lächeln: »Nichts.«

Während des Gelöbnisses macht Meyer Schultke mit stummen Blicken auf ihren Spieß aufmerksam, der neben dem angetretenen Zug steht. Mauersegler kreischen über den Tribünen. Da ihrer als einer der ersten Züge auf dem Sportplatz aufmarschiert war, muss ihr Spieß den übrigen Zügen salutieren, die nach und nach eintreffen. Sein zum militärischen Gruß angewinkelter Arm entblößt einen großen schwarzen Schweißfleck und zittert vor Erschöpfung. »Obba hat Parkinson«, raunt Meyer Schultke zu,

der sich beherrschen muss, um nicht loszuprusten. Sie heben sich das Gelächter für später auf, nachdem sie gelobt haben, der Bundesrepublik treu zu dienen und sie tapfer zu verteidigen. »Und wer brüllt am lautesten mit? Meyer natürlich!«, ulkt Schultke vor den anderen, während sie darauf warten, ihre Eltern von den Tribünen zu Kaffee und Kuchen zu führen.

»Wir sind nicht zum Spaß hier«, gibt Meyer ernst zurück und die übrigen runzeln die Stirn. Schultke öffnet den Mund, doch Meyer ist schneller: »Sondern weil wir so megacoolen Alkoholvernichtungsmaschinen sind und Deutschland uns dringender denn je braucht!« Sie johlen und nehmen ihre Familien in Empfang, denen sie nach einer Vesper die Kaserne zeigen. Meyer begrüßt seinen Vater, der allein gekommen ist. Ihm ist anzusehen, dass er in den letzten beiden Nächten nicht geschlafen hat. Dieser Mann – dessen Existenz bis zur Unsichtbarkeit selbstverständlich ist wie die Wände des von ihm erbauten Einfamilienhauses – ist froh um die Ablenkung, glaubt Meyer, und gibt sich Mühe, nicht einen gefährlichen Moment der Ruhe aufkommen zu lassen. Hier die Stube, sechs Mann, geht ja noch, Raucherstube übrigens! – Moin Schultke, Zahnbürste vergessen oder was! – mein Spind, picobello, ausgeschnittene Fotos von Laetitia Casta, muss ja sein, der Spieß denkt, das sei meine Freundin, haha, ABC-Schutzmaske – willst mal aufsetzen?

Meyers Vater vergleicht die Ausstattung mit derjenigen seiner Bundeswehrzeit. Sie mutmaßen, womöglich gar mit demselben Gewehr ihre Schießausbildung gemacht zu haben, und schließlich brechen sie auf. Am Kasernentor bemerkt Meyer, dass die Erleichterung, erst in fünf Tagen wieder hierher zurückkehren zu müssen, ausbleibt.

Im Auto schweigen Vater und Sohn. Meyer blickt aus dem Beifahrerfenster auf die vorbeihuschenden Bäume, über die sich das gelbe Licht gelegt hat, das dem Sommergewitter vorausgeht.

»Das konnte nicht warten?«, will Meyer plötzlich von seinem Vater wissen und meint ein kürzliches Begräbnis.

Dieser sieht seinen Sohn nur flüchtig an, als ginge es um nichts wichtiges, eine Illusion, die – wie er glaubt – sie beide in diesem Moment nötig haben. »Es ging nicht mehr. Mama ... «

...konnte nicht warten; sie hat es nicht mehr ausgehalten, will er zunächst noch hinzufügen, meint aber, schon genug gesagt zu haben.

Mit flehendem Blick, als ließe sich noch irgendetwas ändern:
»Nur *einen* Tag?«

24 Stunden später wird Meyer auf dem Friedhof vor einem zwei Tage alten Grab stehen, scheinbar seit Stunden regungslos, die Wolkendecke aus schwebenden Grauschleiern wird faden-scheinig werden und an einigen Stellen aufreißen und den Blick freigeben auf eine Sonne, die, da alles stillsteht, jenseits der Wolkenfetzen über den Himmel eilt, der Gesang der Vögel wird anschwellen, als die Dunkelheit am Rand der hastenden Sonnenscheibe zu nagen beginnt, das erloschene Licht der Nacht wird sich unaufhaltsam vor das Gestirn schieben und das Gezwitscher mit einem Schlag verstummen lassen, einzig das frühe Laub wird im erkalteten Windhauch wispern und die Zeit einer verblühenden Pflanze gleich absterben, während die Welt wie in einer herannahenden Ohnmacht ihre Farbe verlieren wird. Sie sinkt in ein gespenstisch fahles Halblight zurück unter einem binnen Minuten verdüsterten Himmel. Sonnenfinsternis. Der Kosmos neigt sein Haupt, Meyer wird sich von dem mit Schnittblumen überhäuften Grab abwenden, über dem sich die Sonne wie selbstverständlich – für ihn, für immer – verfinstert, und denken: *Die Zukunft hat aufgehört. Jeder Schritt von hier an geht in die falsche Richtung.*